

## **2. ENTWICKLUNGSZUSAMMENARBEIT ALS INTERKULTURELLER DIALOG**

Im Verlauf der vier Entwicklungsdekaden wurde den entwicklungspolitischen Institutionen immer wieder vorgeworfen, dass ihre Konzepte und Maßnahmen an den Bedürfnissen der Zielgruppen vorbeiliefen und nur mangelhaft an die lokalen soziokulturellen Kontexte angepasst seien.<sup>1</sup> Die Auseinandersetzungen zwischen Modernisierungstheorie und Dependenzia und eine Fülle kritischer, auf empirischen Beobachtungen basierende, Arbeiten über die Folgen der Entwicklungshilfe<sup>2</sup> haben dazu beigetragen, das Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit als reine Investitionshilfe, Technologie- und Wissenstransfer in Frage zu stellen. Seit Beginn der achtziger Jahre wird die deutsche staatliche Entwicklungspraxis und -theorie von einer Defiziterfahrung geprägt. Im Zentrum dieser Defiziterfahrung steht das Scheitern der großen Entwicklungstheorien. Von dieser Defiziterfahrung ausgehend und durch diese inspiriert, hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine kontroverse Diskussion über den Zusammenhang von Kultur und Entwicklung entfaltet. Im folgenden möchte ich die Grundzüge dieser Debatte nachzeichnen, wie sie innerhalb der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit geführt worden ist und geführt wird. Neben der Auseinandersetzung mit relevanten wissenschaftlichen Literaturen erfolgt auch eine Sichtung der Beiträge staatlicher Institutionen, etwa vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und multilateraler Organisationen wie der Weltbank oder der UNESCO. Die Diskussion wird, wo es nützlich erscheint, durch die Ergebnisse meiner eigenen Forschungen ergänzt und kommentiert.

Für den Binnendifkurs der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Werner von der Ohe (1982) „Die Bedeutung soziokultureller Schlüsselaktoren in der Entwicklungstheorie und Praxis“ und Hans Zwiefelhofers (1982) „Soziokultureller Wandel und Entwicklungspolitik“ von besonderer Bedeutung.

Beide setzen sich offen vom Technokratismus der Modernisierungstheorie ab und messen der Berücksichtigung kultureller Prägungen und kultureller Differenzen eine besondere Bedeutung zu. Der Beitrag des langjährigen BMZ-Referenten und Entwicklungspolitikers Uwe Simson (1986) „Kultur und Ent-

---

1 Auch in der breiteren Öffentlichkeit sind Beiträge wie „Tödliche Hilfe“ von Brigitte Erler (1988) bekannt geworden, in denen weitverbreitete Zweifel an der Entwicklungshilfe aufgegriffen, durch eigene Erfahrungen illustriert, und auf einen plakativen Begriff gebracht wurden.

2 Vgl. Bierschenk, Thomas/Elwert, Georg (Hg.) (1993).

wicklung, die kulturellen Bedingungen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Handelns in der Dritten Welt“ und die darin entwickelten soziokulturellen Schlüsselfaktoren „Legitimität (der politischen Herrschaft)“, „Erreichter Entwicklungsstand“ und „Ethnische Heterogenität“, hat sich als besonderes prägend erwiesen.<sup>3</sup> Trotz vielstimmiger und anhaltender Kritik<sup>4</sup> an Simsons modernisierungstheoretisch geprägtem Begriff von Entwicklung und dem Schematismus seines Modells bildete es die Grundlage für das 1992 vom BMZ verabschiedete Rahmenkonzept „Soziokulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik“. Auch heute fungiert Simsons Modell, wenn auch in erweiterter und entschärfter Form,<sup>5</sup> als ein fester Bestandteil des Diskurses über die Zusammenhänge zwischen Kultur und Entwicklung in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit.<sup>6</sup>

Das Ende des Ost-West-Konfliktes hat für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit neue Handlungsspielräume eröffnet. Ulrich Menzel hat in seiner Arbeit „Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie“ (1992) auf exemplarische Weise die Erschütterung der Theoriegebäude und der Kontroversen zwischen Modernisierungstheorie und Dependenzia in der Folge der politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Umwälzungen des ‚Wendejahres‘ 1989 diskutiert. Die kulturelle Arroganz der Modernisierungstheorie des bürgerlichen Lagers mit ihrem Fokus auf traditionell verstandene Bewusstseins- und Gesellschaftsstrukturen als wesentliche Hindernisse einer wirtschaftlichen, sozialen, politischen und mentalen Modernisierung und ihrem Entwicklungsprogramm: Produktivitätssteigerung, Wirtschaftswachstum (In-

---

3 Vgl. Simson (1986), S. 5.

4 Vgl. Kerner (1998) „Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und postkoloniale Kritik“, S. 21ff. Insbesondere die Behauptung, dass soziokulturelle Heterogenität entwicklungshemmend sei, ist von Elwert (1996, S. 59) kritisiert worden. Stattdessen bewertet Elwert Diversität als Indikator für Flexibilität und Innovationspotentiale.

5 Bliss et. al. haben in einem 1997 vorgelegten BMZ-Forschungsbericht versucht, Simsons Konzeption zu differenzieren, um die vielstimmige Kritik an dessen Verharren in der Logik der Modernisierungstheorie und dem statischen Kulturbegriff einzubeziehen. Die Schlüsselfaktorbezeichnung „erreichter Entwicklungsstand“ wird durch die Kategorie „Kompatibilität“ ersetzt. Kompatibilität thematisiert die kulturell unterschiedlichen Formen der Realitätswahrnehmung und Verarbeitung. Dadurch soll die Einbeziehung lokalen Wissens sichergestellt werden. „Ethnische Heterogenität“ wird durch „sozio-kulturelle Heterogenität“ ersetzt. Soziokulturelle Heterogenität wird als weiter gefasster Begriff verstanden, der über unterschiedliche ethnische Zugehörigkeiten auch die Einbeziehung der Gender-Frage möglich machen soll.

6 Dies gilt auch für das neue, im Jahre 1999 vom BMZ vorgelegte „Übersektorale Konzept: Partizipative Entwicklungszusammenarbeit“. In jüngster Zeit werden lediglich die Schlüsselfaktoren Legitimität und soziokulturelle Heterogenität verwendet. Offenbar scheut man die klassifikatorische Konnotation des Faktors „Erreichter Entwicklungsstand“. Vgl. Michael Bohnet (2002), S. 7.

dustrialisierung), Urbanisierung, Alphabetisierung, soziale Mobilisierung und schließlich Partizipation und Demokratisierung, gilt heute als überwunden.<sup>7</sup> Ähnlich erging es ihrem Widerpart, der Dependenztheorie. Diese entstand bekanntermaßen in den kritischen, linksliberalen, radikalen und neomarxistischen Milieus Lateinamerikas, (West-)Europas und Nordamerikas der sechziger Jahre. Anstelle innergesellschaftlicher Faktoren, wie Tradition oder Mentalität, identifizierte sie außergesellschaftliche und insbesondere außenwirtschaftliche Faktoren als Bestimmungsgrößen für die Entwicklungsproblematik.

„Betont wurde, daß die Probleme der ‚Dritten Welt‘ [...] auf einen langen, von außen verursachten Prozeß gesellschaftlicher Deformation zurückzuführen seien, deren Wurzeln aus den Modalitäten der Kolonialisierung und gewaltsauslösenden Einbindung in die internationale Arbeitsteilung herrühren. Auch nach der formalen Unabhängigkeit wirken diese Faktoren fort, wobei jetzt nicht mehr die direkte Beherrschung, sondern die durch anhaltende Einbindung in weltwirtschaftliche Strukturen verursachten Abhängigkeiten eine Perpetuierung der Unterentwicklung garantieren.“ (Menzel 1992, S. 18)

Auch die Dependenztheorie formulierte Entwicklungsprogramme. Die Abkoppelung vom Weltmarkt durch Binnenindustrialisierung und Importsubstitution sollte die zerstörerische Logik von Zentrum und Peripherie, struktureller Deformation und ungleichem Tausch aufbrechen. Beide Theorieansätze gelten heute in ihren wesentlichen Grundzügen als gescheitert. Im Gegensatz zu den Postulaten der Modernisierungstheorie ist es nicht zu einem weltweiten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wandel gekommen. Die Dritte Welt hat sich nicht an die Industrieländer angelehnt.

Andererseits hat die Heterogenität der Entwicklungswege, -erfolge und -niederlagen in den Ländern Afrikas, Südamerikas und Asiens gezeigt, dass zentrale Annahmen beider Theoreme empirisch nicht haltbar sind.<sup>8</sup>

„Tatsächlich ist seit der Unabhängigkeit der Kolonien eine wachsende Heterogenisierung der ‚Dritten Welt‘ zu konstatieren. Auf der einen Seite die wachsende Vereindlung in vielen Ländern [...]. Auf der anderen Seite ist es in einer Reihe von Ländern zu durchaus bemerkenswerten Industrialisierungs- und Agrarmodernisierungsprozessen gekommen. [...] Daneben gibt es Länder wie Brasilien, Mexiko, Argentinien oder Indien, die in der Schwellenländerliteratur immer wieder genannt werden, auch über integrierte industrielle Kerne verfügen und zwischenzeitlich hohe Wachstumsraten ausweisen konnten, in denen es aber nicht gelungen ist, die von der Entwicklungswirtschaft erwarteten Ausbreitungs- und Durchsickerungseffekte wirksam werden zu lassen.“ (Menzel 1992, S. 29)

Der Krise beider Entwicklungstheorien folgte eine Neuausrichtung der Konzeptionen und Politiken in den neunziger Jahren. Zwar verlor die Entwick-

---

7 Vgl. Menzel (1992), S. 17f.

8 Vgl. Menzel (1992), S. 42ff.

lungszusammenarbeit ihre „geostrategische Dimension“, andererseits signalisierten die unter Carl Dieter Spranger eingeführten Vergabekriterien „Partizipation und Demokratisierung“, „Gewährleistung von Rechtssicherheit und Rechtsstaatlichkeit“, „marktfreundliche Wirtschaftsordnung“ und „Entwicklungsorientierung staatlichen Handelns“<sup>9</sup> eine konzeptionelle Neuorientierung in Richtung auf die inneren gesellschaftlichen Bedingungen und Potentiale von Entwicklung in den Ländern der Dritten Welt. In diesem Punkt ist die Neuorientierung also durchaus mit einem Element der Modernisierungstheorie verknüpft. Die Verlagerung des Blickwinkels von ‚globalen Konzeption‘ zu Forderungen und Erwartungen an innerstaatliche Reformen geschah freilich nicht ohne Hintergründe. Auf der einen Seite dokumentiert sie eine diffuse ‚Utopieunwilligkeit‘ in bezug auf globale politische Konzeptionen, die dem Scheitern der großen Theorien geschuldet ist. Auf der anderen Seite bietet die Verlagerung der Diskussion in die innerstaatliche Sphäre der Entwicklungsländer die Möglichkeit zur Zuweisung von Verantwortlichkeit für das Gelingen oder Scheitern von Entwicklungspolitik.

Auch in der Diskussion über die kulturellen Bedingungen von Entwicklung wurde die Perspektive auf die internen, kulturellen Faktoren von Entwicklung gerichtet. Einen wichtigen Beitrag zur Debatte lieferte wiederum Uwe Simson.

Trotz der Kritik an der modernisierungstheoretischen Einfärbung oder der Bemängelung ihres Instrumentalismus beinhalteten die soziokulturellen Schlüsselfaktoren eine überwiegend sozialwissenschaftlich orientierte Analyse politischer, ökonomischer und soziokultureller Formationen. Zu Beginn der 90er Jahre vollzog Simson in seiner Argumentation einen bemerkenswerten Kurswechsel zu einer unübersehbar an den Huntingtonschen Kulturalismus angelehnten Sichtweise.<sup>10</sup> In „Weltbilder als Entwicklungsdeterminanten“ (1994) erteilt er dem an egalitären Prinzipien orientierten entwicklungspolitischen „mainstream“ der Nachkriegszeit – eine genauere Benennung von Ross und Reiter findet nicht statt<sup>11</sup> – eine radikale Absage. Unterentwicklung, so Simson, kann nicht mehr anhand „externer Faktoren wie Kapitalmangel bzw. Kolonialismus/Imperialismus/Weltmarkt“ (Simson 1994, S. 94) erklärt werden. Ausgehend von der Tatsache, dass „unter denselben Außenbedingungen verschiedene Gesellschaften sehr verschiedene Entwicklungsleistungen zustande gebracht haben“ (Simson ebenda), empfiehlt er den Blick auf das Innere bzw. die Natur der von Unterentwicklung betroffenen Gesellschaften zu richten. „Die Tatsache, dass heute im Westen Korea den Managern, Ägypten aber den

---

9 Vgl. Nuscheler (1996), S. 388.

10 Simson (1994, S. 96) verweist selbst auf Huntington, indem er dessen Herausarbeitung des Faktors Kultur für die Weltinnenpolitik betont. Kritisch bemerkt er lediglich das Fehlen der Thematisierung des Zusammenhangs zwischen Kultur und Entwicklungspotential.

11 Ich kann nur vermuten, dass Simson sich auf gängige Postulate der Dependenzia oder andere kapitalismuskritische Ansätze, etwa Wallersteins Weltsystemtheorie (1974), bezieht.

Entwicklungsökonomikern Kopfschmerzen macht, ist mit den Werkzeugen der ökonomischen Analyse nicht erklärbar.“ (Simson 1994, S. 97) Es geht also nicht mehr um die Analyse interner und externer sozialer, politischer und ökonomischer Formationen wie im Falle der Schlüsselkriterien, sondern um das Wesen der von Unterentwicklung oder Entwicklungserfolg gekennzeichneten Gesellschaften, um ihre kulturelle Identität. Aus der Frage: „Von wem werden sie regiert (und ausgebeutet)?“ wird die Frage: „Wer sind diese Menschen, von denen wir den Schritt in die Industriegesellschaft fordern?“<sup>12</sup>

Im Kern dieser kulturellen Identität verortet Simson spezifische Weltbilder, die als verborgene Steuerungsmacht die Entwicklungswege verschiedener Gesellschaften bestimmen.

„Mein Argument ist, daß auch die ‚richtigen‘ politischen Rahmenbedingungen zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für erfolgreiche Entwicklung darstellen, daß vielmehr letztlich das kulturelle Erbe in der Form eines bestimmten Weltbildes ausschlaggebend ist – eines Weltbildes, das, ohne daß dies den handelnden Subjekten klar wäre, bestimmte Arten der Wahrnehmung gestattet (oder begünstigt), andere verhindert (oder erschwert), die Individuen mit spezifischen Eigenschaften ausstattet, während es ihnen andere vorenthält und die Aufmerksamkeit der Menschen auf bestimmte Sachverhalte lenkt und von anderen ablenkt.“ (Simson 1994, S. 101)

Simson konkretisiert seine Ausführungen, indem er sich mit dem sogenannten (post)konfuzianischen Kulturreis beschäftigt, dessen kulturelles Zentralgestirn China von den Trabanten Japan, Korea und Vietnam umgeben wird. Von diesen grenzt er einen sogenannten islamischen Kulturreis ab, der durch Verweise auf Jordanien und Ägypten repräsentiert wird. Simson leitet seine Argumentation zunächst mit geschichtsphilosophischen Betrachtungen ein und identifiziert in der Folge spezifische normative Orientierungen und kulturell sanktionierte Handlungsstrategien, welche die Essenz des konfuzianischen Weltbildes darstellen sollen.<sup>13</sup> Es handelt sich um Selbstgenügsamkeit, Homogenität, Vertrauen als Voraussetzung für sicheres und erfolgreiches soziales (und ökonomisches) Handeln, eine (auch) kosmologisch abgesicherte Legitimität der politischen Herrschaft und die kulturell sanktionierte Orientierung an Reichtum und Wohlergehen als Handlungsziel.

In scharfem Gegensatz dazu wird der islamische Kulturreis präsentiert. Als grundlegende Elemente der islamischen Weltanschauung nennt Simson Expansion und Unterwerfung der ganzen Welt unter den Islam, Dogmatismus und Intoleranz (die sich aus der Logik des islamischen Gesetzes ergäben) sowie despatische absolute Herrschaft als Politikmodell.

„Die Logik des islamischen Gesetzes erkennt [...] die permanente Existenz irgend eines anderen Gemeinwesens außerhalb des Islams nicht an. Nach moslemischer An-

---

12 Vgl. Simson (1994), S. 95.

13 Vgl. Simson (1994), S. 100f.

schauung wird die ganze Menschheit irgendwann den Islam annehmen oder sich unterwerfen. [...] Im Gegensatz zum organischen Denken der Chinesen wird daher der islamische Herrschaftsverband als ein Konglomerat von heterogenen Elementen gesehen, die von einem Herrscher brutal zusammengehalten werden. Seine Herrschaft ist das genaue Abbild der Herrschaft eines mit absoluter Allmacht ausgestatteten Gottes, dessen Willkür auch in etwaigen Naturgesetzen keine Grenze findet.“ (Simson 1994, S. 102-103)

Die kulturellen Dispositionen, verstanden als verborgene Weltbilder, entscheiden über die Entwicklungspotentiale bzw. Aneignungschancen einer Kultur.

„Die großen Kulturen der Welt (China, Indien, Islam, Okzident) haben aus der gesellschaftlichen Grundstruktur ihrer formativen Phase heraus spezifische Weltbilder entwickelt, die das Denken und Wahrnehmen ihrer Mitglieder steuern. Das jeweilige Weltbild selbst bleibt aber für die beteiligten Menschen ‚im Dunkeln‘, so dass die von ihm strukturierte Art der Wahrnehmung als die einzige mögliche, als selbstverständlich, als natürlich erscheint.“ (Simson 1994, S. 100)

Obwohl Simson in diesem Zusammenhang weiterhin Demokratie, Rechtsicherheit, Freiheit und Gleichheit als Weg und Ziel von Entwicklung thematisiert, bildet die bedeutungsschwere ontologische Dimension seiner Argumentation das kulturpessimistische Finale seines Aufsatzes. Während China, als organisch funktionierende, vollständige Gesellschaft, in der Lage ist, von anderen Gesellschaften zu lernen, ist die islamische Welt in einem schicksalhaften Weltbild gefangen.

„Mein Argument ist, dass die für all dies nötige entwicklungsorientierte Kohäsion mit dem hier skizzierten Weltbild nicht vereinbar ist. Eine grundlegende Umstrukturierung dieses Weltbildes stößt aber auf Schwierigkeiten, die von äußeren Akteuren unmöglich und sicher auch von den islamischen Gesellschaften selbst nur schwer überwunden werden können.“ (Simson 1994, S. 108)

Die ostasiatischen Entwicklungserfolge stehen zwar in keinem empirisch widerspruchsfrei belegbaren ursächlichen Zusammenhang mit der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, das tut ihrer Aneignung durch Entwicklungspolitiker wie Simson jedoch keinen Abbruch. Die Elemente des asiatischen Entwicklungserfolges wie Disziplin, Ehrgeiz oder Opferbereitschaft erinnern an Begriffe, die einmal als typische Sekundärtugenden des westdeutschen Wirtschaftswunders galten. Bisweilen entsteht der Eindruck, Simson projiziere den Mythos des bundesdeutschen Wirtschaftswunders auf Asien.

Simson betreibt unter dem Deckmantel einer intellektuellen und konzeptionellen Distanzierung von der Modernisierungstheorie die Ontologisierung des Zusammenhangs zwischen Kultur und Entwicklung. Bei allem gebührenden Respekt vor seiner Lebensleistung repräsentiert sein Beitrag „Weltbilder als Entwicklungsdeterminanten“ (1994) ein für das intellektuelle Niveau des

Entwicklungshilfediskurses in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit typisches ‚Recycling‘ von Autoren und wissenschaftlichen Beiträgen, die an anderer Stelle längst kritisiert, hinterfragt und auch widerlegt worden sind. In jüngerer Zeit hat Senghaas (1998) dies am Beispiel der kulturessentialistische Rezeption der Konfuzianischen Philosophie diskutiert.<sup>14</sup>

Simsons Ausführungen enthalten jedoch auch abenteuerliche Formulierungen. Die Gegenüberstellung der konfuzianischen Gesellschaft (China) als „organisch funktionierende Gesellschaft, die in der Lage ist, als Gesellschaft von anderen Gesellschaften zu lernen“, mit dem Islam, der von einer Herrscherkaste dominiert wird, „die am inneren Funktionieren anderer Gesellschaften kein Interesse hat, und an ihrer Produktivität nur insofern, als sie wünscht sich diese anzueignen“ (Simson 1994, S.106) ist exemplarisch. Der Subtext, den Simson in Ausführungen dieser Art transportiert, bewegt sich hart an der Grenze zur Herabsetzung und widerspricht allen historischen Evidenzen.

„Reichtum, im konfuzianischen Kulturkreis der Lohn für langfristig angelegte, zielgerichtete Tätigkeit, ist hier (im Islam, Anm. des Autors) das Ergebnis von Macht, Geschicklichkeit, günstiger Konstellation – und letztlich von Gottes Willen, der unerforschbar und unbeeinflußbar ist. In den Erzählungen von tausend und einer Nacht wird dieses Motiv reich variiert.“ (Simson 1994, S. 103)

Schließlich handelt es sich bei den Begriffen „Macht“ im Sinne von orientalischer Willkür und Despotie, „Geschicklichkeit“ und „günstige Konstellation“ im Sinne von Windigkeit, Schachern und Übervorteilung, „Gottes unerforschbarer Wille“ im Sinne von Fatalismus um typische Elemente jenes westlichen Bedeutungsregimes über den Orient, das Edward Said (1979) als „Orientalism“ bezeichnet hat.

Viel früher als Said hat Maxime Rodinson (1966) in seiner großen Arbeit „Islam und Kapitalismus“ gezeigt, dass die vermeintliche kulturelle Inkompatibilität zwischen der vermeintlichen islamischen Händlermentalität und den Erfordernissen der kapitalistischen Warenökonomie ein Konstrukt westlicher Interessen ist.

Bei Simsons Ausführungen über individuelle und gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten in der islamischen Welt muss man fragen, welche Art des interpersonellen Austausches und was für soziale Beziehungen der langjährige Entwicklungsexperte Simson in der arabischen Welt erfahren und gepflegt hat. „Dies führt dazu, daß in der islamischen Gesellschaft die Entwicklung von Produktivität nicht einfach nur von Individuen abgelehnt wird, die sehr wohl auch anders könnten. Das Problem liegt auf einer anderen Ebene: die Gesellschaft ist aufgrund ihres ererbten und kulturell verfestigten Weltbildes dazu gar nicht disponiert.“ (Simson 1994, S. 106)

---

14 Vgl. Senghaas (1998), S. 50ff.

Ein solches monolithisches Portrait kann nur dann gelingen, wenn man das Ringen um Teilhabe, Mitbestimmung und Entwicklungschancen des einfachen Mannes in den Straßen von Kairo oder den Flüchtlingslagern von Amman ebenso ignoriert wie die vielstimmige, historisch gewachsene und fundierte Auseinandersetzung arabischer Intellektueller mit dem Komplex Islam und Moderne. Wer den Blick, wie Simson, auf den politisierten Islam oder Fundamentalismus verengt, dem erschließt sich diese Perspektive freilich nicht. Ironischerweise wird dadurch der totalitäre Repräsentationsanspruch der Fundamentalisten wissenschaftlich perpetuiert, indem man nichts anderes als ihn gelten lässt.

In jüngerer Zeit hat Simson (1998) das Paradigma „Entwicklung durch Demokratisierung“ als westliches Konstrukt kritisiert. Damit zielt er auf das Kernelement der konditionalen Hilfe ab. Simson wiederholt unter provozierenden Überschriften, wie „Wenn Analphabeten wählen“ oder „Unterdrückung muss sein“ die oft behauptete These vom autoritären Regime, das allein in der Lage ist, die schmerzhaften Schritte zur Entwicklung einzuleiten. Demokratisierung bringt in dieser Perspektive in erster Linie islamische Fundamentalisten ohne Entwicklungsmaxime an die Macht oder führt zu unkontrollierbaren ethnischen Konflikten in Indien.

Die Entwicklungserfolge Asiens jedoch werden auf strenge autoritäre Regime zurückgeführt, die eine Entwicklungsmaxime auch gegen Widerstände durchsetzen können.

„Nun befinden sich die Verfechter der These ‚Entwicklung durch Demokratisierung‘, die sich so gut in das westliche Weltbild einfügt, in einer wenig komfortablen Lage: sie müssen Gründe dafür finden, daß zwar kein einziges Entwicklungsland die industrielle Revolution auf demokratischem Weg nachvollzogen hat [...] Sie müssen sich dem Faktum stellen, daß die wenigen Länder wie Korea oder Taiwan den Durchbruch unter eindeutig undemokratischen Regierungen geschafft haben.“ (Simson 1998, S. 1)

Natürlich handelt es sich bei dieser Perspektive um eine selektive Wahrnehmung, die von der Unterschlagung von Fakten lebt. Die Entwicklungserfolge der ‚asiatischen Tigerstaaten‘ sind, übrigens ähnlich wie im Fall des westdeutschen Wirtschaftswunders, ohne ihre Einbettung in die amerikanische Interessenpolitik nicht denkbar. Dies gilt besonders für Gewährleistung militärischer Sicherheit und die Verflechtungen mit der US-amerikanischen Wirtschaft. Überall dort wo Kriege zwischen und innerhalb von Staaten in den letzten Jahrzehnten auftraten, man denke nur an Kambodscha oder Vietnam, ist auch der vielbeschorene asiatische Entwicklungserfolg ausgeblieben. In Staaten wie Indonesien, in denen sogenannte ethnische Konflikte durch Korruption, mangelnde Verteilungsgerechtigkeit und politischen Zentralismus ausgelöst wurden, ist er überdies von zweifelhaften Charakter. Im Falle von China ist gegenwärtig noch völlig offen, ob und wie Disparität der Entwicklung zwischen den verschiedenen urbanen Wachstumspolen und dem ländlichen China politisch moderiert werden kann. Die Wegzeichen des kulturalistischen Diskur-

ses führen in diesen Fällen nach kurzer Strecke in die Irre, weil sie reduktionistisch und unterkomplex angelegt sind.

Der Einfluss von Simsons Beitrag auf den Binnendiskurs der Experten und Funktionäre der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit darf nicht unterschätzt werden. Bei meinen Befragungen und Diskussionen<sup>15</sup> im Kreise von Entscheidungsträgern des BMZ, der GTZ, des DIE und eingeschränkt auch der DSE gehörte er, neben Huntington und Fukuyama, deren Zuständigkeit jedoch eher auf der globalen Ebene angesiedelt wurde, zu den meistgenannten Autoren zum Thema Kultur und Entwicklung.

Dieser Popularitätsgrad leitet sich auch aus Simsons Zugehörigkeit zur Kaste der Entwicklungsexperten der ersten Stunde ab. In bisweilen schon zur Studienzeit etablierten oder aber während der Aufbauphase des BMZ, der GTZ und des DIE entstandenen interpersonellen Netzwerken zirkulieren bis heute Wissensbestände, die nur von einem beschränkten Kreis von Autoren gespeist werden. Die im komplizierten Tagesgeschäft verstrickten Entwicklungsexperten im Ministerium, in der Agenturzentrale oder im Forschungs- und Ausbildungsinstitut betreiben eine selektive Form der Informationsaneignung und -vermittlung, die auf durch gegenseitige Verpflichtungen und gemeinsame Erfahrungen stabilisierten und als vertrauenswürdig eingeschätzten interpersonellen Netzwerken beruht. Der Informationsaustausch findet dabei in Gang- und Teeküchengesprächen in Eschborn, auf Wochenendausflügen deutscher Experten in Ägypten oder auf Empfängen und Parties der ‚Community‘ im Ausland wie in Deutschland statt. Dabei geht es insbesondere, wie Weiss erst kürzlich mir gegenüber bemerkte, um die Ressourcen ‚Loyalität‘ zur „In-Group“ und ‚Vertrauen‘ zwecks Abkürzung von Informationsaufnahme und -verarbeitung unter hohem Zeitdruck.

Die auf Bedürfnisse des Entwicklungshilfediskurses zu Beginn der achtziger Jahre wie maßgeschneidert wirkende terminologische Prägnanz und (scheinbare) Plausibilität der Simsonschen soziokulturellen Schlüsselfaktoren hängt auch mit seiner intimen Kenntnis dieser Klientel und ihrer Bedürfnisse zusammen. Die Kanonisierung der soziokulturellen Schlüsselfaktoren erfolgte bekannterweise durch deren Integration in die Rahmenkonzepte des BMZ und die Planungs-, Implementierungs- und Evaluierungsroutinen der GTZ. Die kulturalistische Wende in Simsons Argumentation hat sich zwar in erster Linie in den oben angesprochenen informellen Räumen verbreitet. Damit ist sie jedoch nicht weniger bedeutungsmächtig. Das Kulturargument zirkuliert in den interpersonellen Netzwerken. Im Rahmen meiner Expertengespräche (siehe Kapitel 1, Forschen beim Stamm der Experten) belehrte mich ein habilitierter Entwicklungsexperte über die Zusammenhänge. Es folgt eine Zusammenfassung des Gespräches. Die Unterhaltung entwickelte sich während einer barocken Feierlichkeit, die in einem von afrikanischen Masken, balinesischen Handpuppen, indischen Götterikonen und chinesischem Porzellan überbordenden Haus stattfand.

---

15 Quelle: Eigene Erhebungen 1999 und 2000.

Die Atmosphäre, die Trophäen und die koloniale Anmutung der Veranstaltung ließen mich unwillkürlich an jenen Ausspruch eines britischen Kolonialministers denken, den Edward Said seinem großen Buch „Orientalism“ (1979) vorangestellt hat. „The orient is an enterprise“; dieser geflügelte Satz der postkolonialen Kultur und Geschichtsforschung trifft auch auf ein bestimmtes Milieu der deutschen staatlichen EZ zu. Dabei handelt es sich um Experten, die entweder in Ministerien oder den verschiedenen Zentralen der EZ arbeiten. Die Projektarbeit liegt oft Jahre zurück oder hat nie stattgefunden. Der Kontakt zu den Partnerländern besteht in erster Linie aus gutachterlicher Tätigkeit, Regierungsverhandlungen und Reisen. Den zweifelhaften Ergebnissen der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit in ihren Partnerländern steht der unübersehbare Karriereerfolg ihrer Funktionseliten in der Heimat gegenüber. Das Kulturargument nimmt in diesen Milieus oft den Charakter einer Art ‚globaler Kultur- und Entwicklungstheorie‘ an. Es korrespondiert damit mit Simsons Ausführungen.

„Also Herr Hüskens, Sie wollen doch nicht ernsthaft bestreiten, dass die Weltbilder, die Kultur eines Landes nicht über seine Entwicklungschancen entscheiden. Die Asiaten haben diese, auch philosophisch abgesicherte, Leistungsbereitschaft. Die fehlt dem Afrikaner einfach. Das drückt sich auch in der Kunst aus. Sehen Sie, in Afrika finden Sie diese elementaren und vitalen Formen. Asien steht hingegen für strenge Disziplin und stilistische Klarheit. Die Araber sind eine Händlerkultur. Sie geben nur weiter oder vermitteln. Sie schaffen aber nichts eigenes. Hier liegt auch der Kern ihrer Entwicklungsproblematik“ (Quelle: Eigene Erhebungen, Bonn 2001)

Die Beschwörung von Kultur kompensiert hier ganz eindeutig eine biographische Defiziterfahrung. Diese Defiziterfahrung liegt in dem Scheitern eben jener Entwicklungspraxis begründet, die man selbst aufgebaut und begleitet hat. Der Verweis auf die Kultur verschleiert dieses Scheitern und ordnet es in ein scheinbar neues und bedeutungsmächtiges Weltbild ein. Auf diese Weise wird der Entwicklungsexperte als Akteur rehabilitiert. Seine biographische Integrität wird nicht in Frage gestellt.

Eine ähnliche Beachtung wie Simson hat in Kreisen der Entscheidungsträger und Funktionäre des BMZ, der GTZ, des DIE, und auch in bestimmten Zirkeln der DSE<sup>16</sup>, ein Diskussionspapier des Berliner Entwicklungswissenschaften, langjährigen Protagonisten, Gutachters und Beraters der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, Dieter Weiss, gefunden.<sup>17</sup> In „Entwicklung als Wettbewerb von Kulturen“ (1994) beschäftigt sich Weiss mit der ver-

---

16 Im Falle der DSE ist es aufgrund der vom BMZ oder von der GTZ unterschiedlichen personellen Struktur, die stärker auf freie Mitarbeiter zurückgreift, ungleich schwerer, Aussagen über die Rezeption bestimmter akademischer Debatten zu treffen. Zumaldest für die Generation der Gründer trifft die Aussage jedoch zu.

17 Dieter Weiss, geb. 1935, studierte Wirtschaftsingenieurwesen an der TU-Berlin; 1962 Promotion; danach im Grundsatzreferat des BMZ und am Deutschen Institut

gleichenden Analyse der Steuerungsfunktion kultureller Wertefelder und Prägungen am Beispiel der unterschiedlichen ökonomischen Entwicklung in Ostasien und der arabischen Welt. Im Gegensatz zu Simson vollziehen sich Weiss' Reflektionen über die Zusammenhänge zwischen Kultur und Entwicklung jedoch im Bewusstsein der Wandlungs- und Innovationspotentiale kultureller Systeme; sie sind auch deshalb frei von „Kulturfatalismus“. Dennoch unternimmt auch Weiss den Versuch, die normative Dimension kultureller Wertefelder in bezug auf ihre Entwicklungsfreundlichkeit zu sondieren. Die Wahrnehmung der Welt und der Umgang mit Wandel ist in seiner Argumentation mit bestimmten kulturellen Prägungen, Wertefeldern und Weltbildern verbunden. „Kulturen unterscheiden sich in ihrer Offenheit oder Geschlossenheit gegenüber den Herausforderungen des Wandels. Es macht einen Unterschied, ob die Welt als ein für allemal geschaffen, vielleicht gar als unveränderlich oder als in stetem Wandel erlebt wird.“ (Weiss 1994, S. 8)

Unterschiedliche Kulturen haben deshalb, nach Weiss, auch unterschiedliche, klar unterscheidbare Wirtschaftsstile entwickelt, deren Analyse die Erklärung spezifischer Probleme und Potentiale bzw. Entwicklungsmöglichkeiten und die Gründe für Entwicklungsblockaden erschließen kann. Weiss' Thematisierung der Steuerungsfunktion kultureller Wertefelder korrespondiert mit dem allgemeinen Trend zu Beginn der neunziger Jahre.

Sie reflektiert aber auch die intensive Auseinandersetzung des Entwicklungsökonomen mit den Ergebnissen der kritischen Begleitung der Entwicklungszusammenarbeit durch Ethnologen und bestimmte Wirtschaftsanthropologen, wie Elwert (1985) und Trenk (1991). Die paradigmatische Qualität des Titels „Entwicklung als Wettbewerb von Kulturen“ repräsentiert eine ganz bewusst gesetzte Absage an rein ökonomische Erklärungsansätze.

Auf dem Weg einer Typologisierung kultureller Wertefelder und ihrer Steuerungsmacht für die Wirtschaftsstile bestimmter Gesellschaften konzentriert sich Weiss zunächst auf den ostasiatischen Kulturreis. Besonders fasziiniert ist der Entwicklungsökonom von der buddhistischen Weltsicht mit ihrem „Konzept der Wandelung“, der Neigung zur „flexiblen Anpassung“, ihrer „Lernbereitschaft“ und „Innovationsorientierung“. Im Taoismus erkennt Weiss den „Prozessgedanken“ und die „sensible Nutzung unterschiedlicher Kräftefelder“ sowie das „Gehen mit dem Strom“ als entwicklungsfördernde kulturelle Wertefelder. Im Konfuzianismus mit seinen Konzeptionen „soziale Disziplin“, „Respekt vor Autorität“, „Achtung vor dem Lernen und der Gelehrsamkeit“ und „Fleiß und Leistungsorientierung“ (Weiss 1994, S. 9-10) identifiziert Weiss kulturelle Grundlagen für erfolgreiche Entwicklungspolitiken.

---

für Entwicklungspolitik (DIE). Seit 1980 bis 2001 Inhaber des Lehrstuhles Volkswirtschaft des Vorderen Orients. Dieter Weiss hat vor und während seiner akademischen Karriere immer wieder als Gutachter und Berater für das BMZ und die GTZ gearbeitet. Ein signifikanter Teil der Teilnehmer und Absolventen des Postgraduierten-Programms des DIE waren zuvor Studenten bei Weiss. (Quelle: Eigene Erhebungen 1999).

Während Asien, bzw. Japan, China und die sogenannten Tiger-Staaten über ein kulturelles Rüstzeug verfügen, welches sie zur fortschreitenden ökonomischen Entwicklung im besonderen Maße befähigt, bildet die arabisch-islamische Welt, ähnlich wie bei Simson, ihren Widerpart. „In den arabischen Ländern funktionieren staatliche, aber auch privatwirtschaftliche Organisationen, gemessen an internationalen ökonomischen und sozialen Querschnittsindikatoren, offenbar weniger gut. Bleiben die Muslime also zurück? Und ist ihr Rückstand kulturbedingt?“ (Weiss 1994, S. 11)

Zur Klärung der letzten Frage präsentiert Weiss eine Reihe von Fallbeispielen, bei deren Interpretation er die Identifikation bestimmter kultureller Wertorientierungen unternimmt.

Im Brennpunkt seiner Überlegungen stehen dabei, wie bereits bei den Ausführungen zu Asien, vor allem immaterielle geistige und kulturelle Fähigkeiten wie Lernfähigkeit, Innovationskraft, nüchterner Realitätsbezug bei der Politikformulierung, geistige und institutionelle Flexibilität und vor allem Kreativität.<sup>18</sup>

Am Beispiel einer Diskussion an der Universität Khartoum über das Verhältnis von Islam, Technologie, Wissenschaft und Wertfragen problematisiert Weiss den allumfassenden Wahrheitsanspruch des fundamentalistischen Islam als eine wachsende Tendenz zur Selbstisolierung in der arabisch-muslimischen Welt, welche die Integration moderner (bis auf Teilbereiche) Wissenschaft unmöglich macht und einer multikulturellen Weltgesellschaft im Wege stehe.<sup>19</sup> In noch stärkerem Maße empfindet er die Tendenz zur politisch gewollten kulturellen Selbstisolierung in der islamischen Welt. Weiss exemplifiziert seine Einschätzung am Beispiel eines Vortrages an der Universität in Damaskus. In einem autoritären, von der Rhetorik der Staatspartei und dem Fehlen aktueller internationaler Fachliteratur gekennzeichneten Umfeld trifft Weiss auf Studenten, welche zwar die buchstabengechte Wiederholung des Gastvortrages beherrschen, nicht aber zur Formulierung eigener, kritischer Fragen in der Lage sind. Die Entwicklung von Innovationen, die „ja gerade die Zurückweisung des Traditionellen, des hierarchisch Gesetzten, den Widerstand des im Ausland frisch Promovierten gegen den etablierten Dekan, die Zulässigkeit eines kritischen Arguments um seiner selbst willen ohne sorgfältige Beachtung des unterschiedlichen sozialen Ranges der Gesprächspartner“ (Weiss 1994, S. 13) verlangt, scheint Weiss vor diesem Hintergrund nur schwer möglich. Im abschließenden Fallbeispiel beschäftigt sich Weiss mit der „Corporate Culture“ in ägyptischen Unternehmen. Er versucht zu zeigen, dass in der Folge der Nasseristischen Revolution vorrangig politische Loyalität als Schlüsselqualifikation für Spitzengeräte in den Staatsbetrieben gefordert wurde. Die Auswirkungen auf die Unternehmenskultur bestehen in einer paternalistischen und zentralistischen Vermachtung, die den Informationsfluss im Unternehmen auf die Führungszirkel beschränkt und damit

---

18 Vgl. Weiss (1994), S. 11-12.

19 Vgl. Weiss (1994), S. 12.

der Entwicklung genereller nicht-personaler Organisationsziele im Wege steht. Zentralisierte Kontrolle und autoritäre Führung behindern Innovationen. Dezentralisierung wird als Machtverlust betrachtet und die Marktorientierung (in den Staatsbetrieben) zugunsten einer binnenorientierten Verteidigung sozialer Gruppen vernachlässigt.<sup>20</sup>

An dieser Stelle wird Weiss' Distanz zum Simsonschen Essentialismus unmißverständlich deutlich. Die Fallbeispiele eröffnen Interpretationsmöglichkeiten, die ausdrücklich nicht kulturalistisch sind und sich deshalb auch nicht in der Spekulation über bewusste oder unbewusste Weltbilder erschöpfen. Weiss bleibt damit, trotz der Betonung kultureller Faktoren, einer kritischen sozialwissenschaftlichen Analyse treu.

Dennoch formuliert er auf Grundlage der Fallbeispiele die Skizze eines „Management by Culture“. Diese Form des Management soll einen Werterahmen zur Verfügung stellen, der wie eine Art kategorischer Imperativ für entwicklungsfreundliche und leistungsorientierte Entwicklungsverwaltungen wirken soll.<sup>21</sup> Im Zentrum dieses Management steht für Weiss die Ermöglichung von Kreativität. Ähnliche Betrachtungen findet man in der „Corporate Culture“ – oder „Corporate Identity“ – Debatte in der Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensforschung, aber auch in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskussion der achtziger Jahre.<sup>22</sup> Eine „Corporate Culture“ oder „Corporate Identity“ gehört heute zu den Selbstverständlichkeiten transnationaler Unternehmen. In der Berliner Niederlassung der Deutschen Bank<sup>23</sup> informieren großflächige Tafeln über die „Kultur“, die „Identität“ und die „Philosophie“ des Unternehmens. Die Normebene wird durch aufwändige symbolische Inszenierungen und ästhetische Codes wie das „Corporate Design“ flankiert. Das Unternehmen erscheint als organische Kultur, als Nation und Familie, die ihre Mitarbeiter zu einem kollektiven Ganzen integriert.

Die Rezeption des Textes von Dieter Weiss in Kreisen der Experten des professionellen, staatlichen Entwicklungsdiskurses erfolgte ähnlich wie bei Simson. Die Einseitigkeit der Rezeption ist verblüffend. Applaus erhält der Text immer dort, wo er die kulturelle Dimension wirtschaftlichen Handelns thematisiert. Die präzisen institutionenökonomischen Analysen werden unterschlagen. Sie eignen sich weniger trefflich für eine Verknüpfung mit eigenen Spekulationen über Kultur und Entwicklung. Ein Ansprechpartner eines GTZ-Projektes in Ägypten formulierte wie folgt:

---

20 Vgl. Weiss 1994, S. 15-16.

21 Vgl Weiss (1994), S. 11.

22 An dieser Stelle sei nochmals auf die exemplarischen Arbeiten von Deal/Kennedy (1982) *Corporate Cultures. The Rites and Rituals of Corporate Life*. Pascale Richard Tanner/Athos, Anthony (1982), *The Art of Japanese Management*, Peters, Thomas J./Waterman Robert H. (1984), *In Search for Excellence, Lessons from America's best run Companies* verwiesen.

23 Hierbei handelt es sich um die Niederlassung in Berlin-Mitte.

„Wir haben es hier mit einer Kultur zu tun, die Jahrtausende alt ist. Seit den Pharaonen folgt der Ägypter dem top-down approach. Alles muss von oben kommen und autoritär angeordnet werden, sonst verstehen die Leute nichts. Wendet man ihnen einmal den Rücken zu und lässt sie selbstständig arbeiten, bricht alles zusammen. Das steckt kulturell einfach so drin in denen. Als Führungsfigur muss man diesen Stil adaptieren, sonst läuft hier nichts. So verstehe ich Management by Culture.“ (Quelle: Eigene Erhebungen 1995, Marsa Matruh, Ägypten)

Der Kulturalismus des Experten interessierte sich nicht für die simple historische Tatsache, dass seine Zielgruppe aus Beduinen bestand, deren kulturelle Verbindungen zu den Pharaonen denkbar gering sind. Die geringe Tiefenschärfe und die historische Ignoranz des Kulturalismus ist die Grundvoraussetzung für seinen gleichermaßen unpräzisen wie maßlosen Historizismus. Dieser wirft ägyptische Staatsbürger aus der Westlichen Wüste mit Bürgern aus Metropolen und ländlichen Gebieten des Niltals in einen Topf und attestiert eine kulturhistorische Kontinuität mit den Pharaonen.

Die kulturalistische Strömung in der entwicklungspolitischen Szenerie beschränkt sich nicht nur auf bestimmte Expertenkreise. Er manifestiert sich auch in den Programmen des zuständigen Ministeriums. Die politische Konditionalisierung der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit durch das BMZ hat die Themen Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und politische Teilhabe zu Handlungsfeldern der Entwicklungszusammenarbeit gemacht. Stets wird hierbei ein grundlegender Zusammenhang zwischen handlungsbestimmenden kulturellen Prägungen und Entwicklung betont.

Die (partizipatorische) Entwicklungszusammenarbeit soll über eine interkulturelle Vermittlungsfunktion verfügen, indem sie zum Dialog der Kulturen beiträgt.<sup>24</sup>

„Für die Bewertung und Umsetzung von Entwicklungszügen spielt Kultur eine herausragende Rolle, denn die kulturellen Prägungen der Menschen bestimmen, was ihnen wertvoll und erstrebenswert ist. Kultur ist außerdem Grundlage und Voraussetzung für Innovation und Kreativität[...]. In der Begegnung, im Austausch und der gegenseitigen Beeinflussung der Kulturen, spielt die partizipatorische EZ eine wichtige Rolle. Sie leistet damit einen Beitrag zum kulturellen Dialog.“ (BMZ 1999, S. 5)

Die Globalisierungsdebatte hat die Ausrichtung der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit seit dem Regierungswechsel im Jahre 1998 ebenfalls nachhaltig beeinflusst. Die neue Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit Heidemarie Wieczorek-Zeul versteht Entwicklungspolitik als Element globaler Strukturpolitik. Die Debatte ist in jüngster Zeit durch eine neuerliche ‚Zeitenwende‘ dynamisiert worden. Der terroristische Anschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 hat zu einer ‚Re-

---

24 Vgl. BMZ (1999), S. 5.

vitalisierung der Entwicklungsdebatte‘ beigetragen, in deren Kontext der Dialog der Kulturen und die Entwicklungszusammenarbeit als Instrument der Krisenprävention eine herausragende Rolle einnehmen. Ich spiele hier auf den Beitrag der Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit Heidemarie Wieczorek Zeul an, welcher im Januar 2002 in der Zeitschrift E+Z unter dem Titel „Entwicklungspolitik nach dem 11. September, ein umfassender friedens- und sicherheitspolitischer Ansatz“ erschienen ist.<sup>25</sup>

Im elften Bericht zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung werden drei strategische Dimensionen als Handlungsfelder der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit (EZ) definiert. Eine „wirtschaftliche Dimension“, welche die Bereiche sozial und ökologisch verträgliches Wachstum, Auslandsverschuldung, Welthandel und internationale Finanzströme umfassen soll. Eine „politische Dimension“, die gewaltsame Konflikte (und deren Prävention oder Mediation), die Verletzung der Menschenrechte, die Regierungsführung und gesellschaftliche Partizipation sowie die mangelnde Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern fokussieren soll.

Und schließlich eine „ökologische Dimension“, die sich mit der Klimaveränderung, der Verknappung landwirtschaftlicher Nutzflächen, der Verknappung der Wasservorräte und Zerstörung der Tropenwälder, sowie dem Verlust der biologischen Vielfalt beschäftigen soll. Die Ministerin verdichtet diese Handlungsfelder zu einem „neuen Pakt zwischen Industrie- und Entwicklungsländern einen „New Global Deal“ (Wieczorek-Zeul 2002, S. 10).

„Das Aktionsprogramm<sup>26</sup> strebt soziale, wirtschaftliche, politische und ökologische Strukturveränderungen auf internationaler Ebene, d.h. Beiträge zur Gestaltung der Globalisierung an. [...] Damit geht das Aktionsprogramm weit über die frühere Definition von Entwicklungspolitik, der Unterstützung von Einzelprojekten in Partnerländern, hinaus.“ (Wieczorek-Zeul 2001, Vorwort zum entwicklungsrechtlichen Bericht der Bundesregierung)

Der Dialog der Kulturen und Zivilisationen wird neuerdings ebenfalls als mögliches Interventionsfeld der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit diskutiert. Im Mittelpunkt dieser Diskussion steht dabei auch die Frage, wie und ob die deutsche Entwicklungszusammenarbeit zu einer Stärkung der kulturellen Identität der Partnerländer beitragen kann.

„Internationale EZ hat im Laufe ihrer kurzen Geschichte ständig an Interventionstiefe zugelegt. Angefangen hat sie mit der Demonstration des Know-hows der Industrieländer, heute steht sie vor einem der letzten Tabus, den Wertvorstellungen, der kulturel-

---

25 Vgl. Wieczorek-Zeul 2002, S. 10.

26 Die nationalen Entwicklungspolitiken sollen an der Zielvorgabe des Jahrtausendgipfels in New York (September 2000), der Halbierung des Anteiles der weltweit Armen bis zum Jahr 2015, mitwirken.

len Identität der Partner. In den Vorstellungen vieler Geber könnten Interventionen mit dem Ziel der Veränderung kultureller Einstellungen – z.B. über das Bildungsangebot – die wirtschaftliche Entwicklung positiv beeinflussen.“ (Claus 2001, S. 321)

Die Diskussion über den Dialog der Kulturen und die Kultur als Interventionsfeld der EZ ist bereits auf unterschiedlichen Ebenen der deutschen staatlichen EZ institutionell verankert. Insbesondere die Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE) bzw. ihre Nachfolgeagentur Internationale Weiterbildung und Entwicklung (InWent)<sup>27</sup> organisiert und betreibt im Rahmen der Initiative „One World“ des BMZ Politikforen zum Dialog der Kulturen.

Im März 2002 fand in den Berliner Räumlichkeiten des BMZ ein internationaler Politikdialog mit dem programmatischen Titel „Development of Cultures – Cultures of Development“ statt, an der prominente Politiker wie die Vizepräsidentin der Islamischen Republik Iran, Frau Massoumeh Ebtekar, beteiligt waren. Der kulturalistische Grundton der Veranstaltung führte zu typischen Argumentationslinien, wie sie auch aus der Debatte über die Universalität der Menschenrechte<sup>28</sup> (oder die Debatte über die sog. asiatischen Werte zu Beginn der 90er Jahre) bekannt sind. Die Vizepräsidentin hielt eine ausgesprochen eloquente und gut vorbereitete Rede, in der sie die islamische Demokratie als Keimzelle einer geistigen, moralisch ethischen und kulturellen Erneuerung der Welt inszenierte. Die Rede wurde insbesondere von den Entwicklungsexperten aus Asien und Afrika ausdrücklich begrüßt. Es sei an der Zeit, den westlichen Rationalismus und seinen moralischen Monismus mit seinen Modellen Demokratie und Menschenrechte zugunsten einer östlichen Dimension des spirituellen Denkens zu erweitern, so ein indischer Vertreter.

Für den ägyptischen Religionsphilosophen Hassan Hanafi, Professor an der philosophischen Fakultät der Cairo University, haben die westlichen Gesellschaften, im Gegensatz zur Dritten Welt und Asien, ihre Anbindung an Kultur und Tradition verloren.

„In the West, interest is a substitute for culture while in the Third World culture is still alive. Tradition is still operative. Western model is based on the discontinuity between the old and the new, while third world model is based on the continuity between tradition and modernism. The Asian model is a third one based on juxtaposition between the old and the new, one for the private sphere, the other for public sphere.“ (Hanafi 2002, S. 3)

Die Tendenz der Argumentationen ist unübersehbar. Die Stilisierung von Kultur und Zivilisation als unverbrüchliches Kernelement und moralisch-ethische Essenz hinter den Fassaden von Politik, Ökonomie und Recht (als Kennzeichen

---

27 Die DSE wurde im Jahr 2002 mit der Carl Duisberg Gesellschaft zur Agentur InWent (Internationale Weiterbildung und Entwicklung) zusammengeschlossen.

28 Vgl. Engels (1999), S. 373f.

einer als westlich stigmatisierten Moderne) werden zur Legitimation autoritärer Regime, zur Verschleierung gravierender Politikfehler, aber auch zur Bewältigung biographischer Krisen genutzt. Letzteres trifft zu auf Intellektuelle wie Hanafi, die von dem Scheitern der Modernisierung Ägyptens ebenso frustriert sind wie von der strategischen Interessenpolitik des Westens.

Es trifft jedoch auch auf ehemalige Eliten zu, die ihr Scheitern hinter dem Kulturargument verbergen.

Innerhalb der überschaubaren Community der deutschen staatlichen Entwicklungsfunktionäre haben einige prominente Entscheidungsträger das Thema offenbar zu ihrem persönlichen Steckenpferd gemacht. Auf der oben erwähnten Tagung der DSE und des BMZ skizzierte der Ministerialdirektor im BMZ, Michael Bohnet, Fallbeispiele (laufende Projekte) und Kriterien für die verstärkte Einbeziehung von Kultur in die deutsche Entwicklungszusammenarbeit. Die von Bohnet diskutierten Projekte sind im Bereich Konservierung und Restauration historischer Anlagen oder archäologischer Stätten als Beitrag zur Erhaltung und Pflege des kulturellen Erbes angesiedelt oder widmen sich der urbanen Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung traditioneller Architektur und Stadtstrukturen. Außerdem wird eine Initiative zur bilingualen Erziehung und Ausbildung in Südamerika vorgestellt.<sup>29</sup> Die vorgestellten Projekte im Detail zu bewerten, ist an dieser Stelle nicht möglich. Ein Blick auf die Kriterien-Diskussion lohnt sich jedoch. Bohnet unterscheidet bei seiner Kulturdefinition zwischen einer normativen Dimension und einer Dimension der sozialen Praxis, der Institutionen sowie der Entwicklung der Produktivkräfte. „[...] On the one hand, those elements that express different orientations in society, such as values, norms, patterns of behavior, on the other, elements that are indicative for the degree of social complexity achieved in respect of the establishment of institutions and the development of productive forces“ (Bohnet 2002, S. 6)

Grundsätzlich versteht Bohnet Kultur als ein flexibles System von Symbolen. Entscheidend ist jedoch, dass dieses flexible System, abhängig von bestimmten Rahmenbedingungen, Entwicklung fördern oder blockieren kann.

Kultur ist also immer beides: Entwicklungs hemmnis oder Entwicklungs garant. „Culture is not regarded here as something static, but as a flexible system of symbols, which – depending on the circumstances – can be inhibiting or conducive to development.“ (Bohnet 2002, S.6)

---

29 Im Detail handelt es sich um ein Projekt zur Konservierung und Restauration der historischen Anlagen in Petra als Beitrag zur Erhaltung und Pflege des jordanischen kulturellen Erbes, ein Projekt Urbane Entwicklung mit starkem Fokus auf den Erhalt traditioneller Architektur und Stadtstrukturen in Bhaktapur, Nepal, ein Projekt zum Schutz archäologischer Fundstätten in Petén, Guatemala, urbane Entwicklung in „Old Stone Town“ auf Zanzibar, Tansania, ein Projekt zur bilingualen Erziehung und Ausbildung in Ecuador, Peru und Bolivien. (Vgl. Bohnet 2002, S. 2f.)

Bei Bohnets Kriterien für die Operationalisierung und Integration des Faktors Kultur in die Entwicklungszusammenarbeit wird keine Neuigkeit sondern lediglich eine „kosmetische Kürzung“ angeboten. Dabei handelt es sich um die von Simson eingeführten soziokulturellen Schlüsselkriterien „Legitimität“ und „soziokulturelle Heterogenität“<sup>30</sup>. Das Kriterium „Erreichter Entwicklungsstand“ wird im Dialog der Kulturen und Zivilisationen aufgrund seiner klassifikatorischen Konnotation nicht mehr verwendet.<sup>31</sup>

Der von Bliss (1997) und seinen Mitauteuren vorgeschlagene Ersatzbegriff „(kulturelle) Kompatibilität“ wird von Bohnet nicht verwendet, obwohl dieser im Auftrag des BMZ erarbeitet worden ist. „The definition of cultural factors should cover all indicators which (by contrast to sociostructural factors) remain stable in the medium term and which are specific to a given society“ (Bohnet 2002, S. 6)

Auffällig an den Überlegungen ist die These, dass soziokulturelle Faktoren im Unterschied zu soziostrukturellen Faktoren mittelfristig stabil und spezifisch für eine gegebene Gesellschaft seien und sich deshalb besser zur Definition von Kriterien eignen sollen. Der Begriff „soziokulturell“ steht in der Ethnologie für die Verschränkung sozialer und kognitiver Aspekte bestimmter Phänomene.<sup>32</sup>

Bei Bohnet geht es vor allem um die Rolle von Kultur als normative Verankerung und Grundlage sozialer, politischer und ökonomischer Prozesse. Hinter dieser Annahme steckt, ähnlich wie bei Simson, die Vorstellung von Kultur als normative Essenz hinter den nur oberflächlichen soziostrukturellen Merkmalen menschlicher Gesellschaften. Warum die soziokulturelle Dimension weniger dynamisch sein soll als die Dimension der Sozialstruktur, wird nicht weiter erläutert. Abschließend schlägt Bohnet für die operative Ebene der Projekte einen „sociocultural counseling approach“ (Bohnet 2002, S. 8) vor. Der „counseling approach“ sieht die prozessorientierte Beratung der Projekte durch spezialisierte Experten und Gutachten vor. Die emotionale Färbung seines Schlussplädoyers umfasst das ganze Spektrum eines Kulturbegriffs, in dem

---

30 Bohnet definiert die Faktoren entlang einer „checkliste“ wie folgt: Legitimacy: Is the problem proposal defined from the point of view of those most closely involved/the participants? Do the project-executing agencies (authorities, organizations, etc.) which already exist or are to be created enjoy sufficient legitimacy/acceptance among the target groups and their own staff to ensure the necessary motivation for sustainable functioning (e.g. for maintenance work and servicing) Sociocultural heterogeneity: What impacts on the project and the society of the recipient country can be expected in the culturally heterogeneous milieu through the selection of location, sector and project-executing agency? Will new imbalances be created or existing ones exacerbated? Does the project concept take sufficient account of the possible heterogeneity of the target groups (including gender-specific aspects)? Bohnet (2002), S. 10.

31 Vgl. Bohnet (2002), S. 7.

32 Vgl. Schweizer (1999), S. 349.

sich Essentialismus, Vitalismus und ein organisches Weltbild vermischen: Kultur ist organisch, sie ist das Herz der Entwicklung. Kultur ist ein Seismograph für die Lebensfähigkeit einer Gesellschaft. Kultur ist vital. Kultur ist Kreativität und damit das Kernelement von Freiheit.

„What is really needed for the future of development policy is a new type of responsibility which is based on the recognition that culture is at the heart of the development strategy. If we consider culture to be the seismograph of societal development, the viability of societies is closely intertwined with the question whether culture has to unfold with all its vitality, because after all, human creativity is the very core of what we consider as freedom.“ (Bohnet 2002, S. 8)

Auch der Rat für nachhaltige Entwicklung der Bundesregierung betreibt neuerdings die Prüfung der Vereinbarkeit der entwicklungspolitischen Konzeptionen und Programme mit den kulturellen Identitäten, den Werten und Traditionen der Partnerländer. Als nachhaltig gilt, was kulturell kompatibel erscheint. Im Auftrag des Rates führte das Institut für Organisationskommunikation (IFOK) im März 2002 einen Expertenworkshop am Wissenschaftszentrum Berlin durch, dessen Erkenntnisinteresse wie folgt definiert wurde:

„Ausgehend von der These, dass die Idee der Nachhaltigkeit vorwiegend durch das europäische kulturelle Denken geprägt ist, soll die Kurzstudie den Stand der Debatte über die kulturelle Anschlussfähigkeit des Nachhaltigkeitskonzeptes darstellen. Es soll erörtert werden, wie Nachhaltigkeit in Zusammenarbeit mit kulturellen Prägungen wie zum Beispiel Fortschritt, Linearität versus Zyklizität von Entwicklung, individualisierter Handlungsverantwortung versus gemeindlicher Besitzverantwortung u. a. mehr diskutiert wird.“ (Institut für Organisationskommunikation 2002, S. 1)

Die kulturalistische Lesart des Nachhaltigkeitsbegriffs ist von kapitalismuskritischen Ansätzen geprägt. Oft ist das Kulturargument lediglich ein rhetorisches Vehikel zur Kritik am westlichen Wachstums- bzw. Entwicklungsziel. Das Konzept der Entwicklung werde der Vielfalt unterschiedlicher Kulturen nicht gerecht. „In the light of the concept ‚development‘ all peoples on the globe appear to move along one single road. The lead-runners show the way; they are at the forefront of social evolution, indicating a common destination even for countries which had highly diverse trajectories in the past.“ (Sachs 2000, S. 4)

Ein weiteres Beispiel, wie wissenschaftliche Theorien, in diesem Fall die Kulturoökologie, ihren Niederschlag in den Diskussionen der Entwicklungszusammenarbeit finden, ist die Stilisierung indigener, an die Natur angepasster Völker als Umweltheilige oder die Beschwörung zyklischer Wirtschafts- und Lebensrhythmen, der Religion und der Mystik Asiens als Gegenmodell zu westlichen Werten wie Eigentum, Individualismus, Fortschritt, Wachstum und Kapitalakkumulation. Hierbei neigen manche Protagonisten zu einem emotionalen Engagement, das nicht nur keinen Widerspruch duldet, sondern auch im

Umgang mit Fakten (in diesem Fall ein sachlich unrichtiger Verweis auf Jürgen Habermas) ausgesprochen „großzügig“ ist.

Michael Baumann, ehemaliger BMZ-Beamter und heute Vertreter der deutschen NRO „German Watch“, ist ein gutes Beispiel für diese Gruppe.

„Die Menschen in den traditionalen Gesellschaften haben ja noch ein ganz anderes Wissen über Natur und Spiritualität. Technische Lösungen oder westliche Modelle von Entwicklung müssen hier scheitern. Unsere westlichen Gesellschaften sind doch moralisch bankrott. Wir können hier von dem tiefen Wissen der Asiaten lernen und einen Weg zurück zu unserer Identität finden. Das sagt im übrigen auch Habermas.“ (Quelle: Eigene Erhebungen 2002, Berlin, Deutschland)

Der Bedeutungszuwachs des Faktors Kultur in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist auch auf der Ebene der Vereinten Nationen und der Weltbank erkennbar. Beispiellohaft sind der von der UNESCO in Auftrag gegebene „Report of the World Commission on Culture and Development“ aus dem Jahre 1995.

Zwar orientiert sich der Report der Welt-Kommission, ähnlich wie die Positivliste des BMZ, weitestgehend an der Essenz der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, dennoch lanciert er unter dem emphatischen Titel „Our Creative Diversity“ einen holistischen Kulturbegriff, der alle Aspekte menschlicher Gemeinschaften umfasst. „Culture is the whole complex of distinctive spiritual, material, intellectual and emotional features that characterize a society or social group. It includes not only arts and letters, but also modes of life, the fundamental rights of human beings, value systems, traditions and beliefs.“ (UNESCO 1995, S. 10)

Das Weltbankdokument „Culture and Sustainable Development“ (1999) greift diese Perspektive auf und thematisiert mit einem deutlichen Hinweis auf die visionäre Voraussicht ihres Präsidenten James D. Wolfensohn die Bedeutungskraft von Kultur bei der Armutsbekämpfung, Ermächtigungspolitiken (Empowerment) und ihrer Rolle für Prozesse der sozialen Integration. „Under the leadership of its visionary president, James D. Wolfensohn, the World Bank has embarked on an effort to mainstream its concern for culture in its drive for poverty reduction, empowerment and social inclusion.“ (Worldbank Key Documents 1999, S. 1)

Im Anschluss enthält das Papier die Grundzüge einer Rede, die Wolfensohn 1999 in Hongkong vor einem erlesenen Publikum aus internationalen Finanzministern und Zentralbankpräsidenten gehalten hat. Das Spektrum möglicher entwicklungspolitischer Interventionen und Aktivitäten im Feld der Kultur, das Wolfensohn skizziert, beinhaltet pragmatische Überlegungen wie die Problematisierung ungleich verteilter Gewinne bei der Vermarktung des kulturellen Erbes der Dritten Welt im internationalen Tourismusgeschäft. Es umfasst aber ebenso Ausführungen über die intrinsische Bedeutungsmacht von Kultur. „Even more important, cultural heritage is the wellspring of creativity and the foundation of identity, without which we all are like amnesiacs: not knowing

where we go because we do not know who we are or where we came from“ (Worldbank Key Documents 1999, S. 2)

Neben dem holistischen Verständnis von Kultur als distinkte Dimension, die, wie aus den Zitaten hervorgeht, kognitive Prozesse und symbolische Ordnungen und auch materielle Dimensionen steuert und durchdringt, formuliert Wolfensohn auch einen normativen Entwurf darüber, was Kultur leisten muss. Im Zentrum dieses Ansatzes steht die Förderung von Diversität, Minderheitenschutz, soziale Integration und gesellschaftliche Kohäsion.<sup>33</sup> Bei aller Emphase über die Relevanz von Kultur geht es also letztlich um eine ‚bestimmte Version‘ von Kultur, die förderungswürdig erscheint.

Diese Tendenz findet man auch in dem von der UNESCO (1998) initiierten „Action Plan on Cultural Policies for Development“ mit dem Titel „The Power of Culture“<sup>34</sup> wieder. Der Begriff „Cultural Policies“ signalisiert den Übergang von der Berücksichtigung kultureller Faktoren zur unmittelbaren Intervention in die Kultur der Partnerländer. Die Interventionsfelder dieser spezifischen Form des „cultural turn“ in der multilateralen Entwicklungszusammenarbeit werden durch fünf Politikziele exemplifiziert:

1. Kulturpolitik als Schlüsselkomponente von Entwicklungsstrategien.
2. Die Förderung von Kreativität und Teilhabe im kulturellen Leben.
3. Einleitung von Politiken und Verfahren zur Sicherung und Verstärkung des kulturellen Erbes (materiell oder immateriell, beweglich oder unbeweglich) und die Förderung der Kulturindustrie.
4. Förderung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt innerhalb der und für die Informationsgesellschaft.
5. Sicherstellung größerer humaner und finanzieller Ressourcen für die kulturelle Entwicklung.<sup>35</sup>

Der Aktionsplan oszilliert, ähnlich wie Wolfensohns Rede, beständig zwischen einem engagierten Kulturrelativismus, der Kultur als Sphäre der Schöpfung und Bewahrung von lokalem Wissen, Tradition und Identität begreift, und einem normativen Universalismus, der im wesentlichen die allgemeine Erklärung der Menschenrechte und Kernelemente der zivilgesellschaftlichen Institutionen, Strukturen und Praktiken der parlamentarischen Demokratien westlicher Prägung beinhaltet. Anstelle der Auseinandersetzung mit politischen Akteuren und ökonomischen Prozessen wird mit einem Kulturbegriff operiert, der je nach Kontext und Situation völlig andere Bezüge und Bedeutungen hat.

Der langjährige Entwicklungsexperte Burghard Claus (2001) gehört zu den wenigen Akteuren der deutschen staatlichen EZ-Community, die sich von der Kulturrhetorik abgrenzen und eine eigenständige Position vertreten. In seinem Artikel „Kultur und Entwicklung in den Partnerländern als Element der

---

33 Vgl. Worldbank Key Documents 1999, S. 2.

34 Der Aktionsplan wurde im Rahmen einer von der UNESCO 1998 organisierten Regierungskonferenz in Stockholm erarbeitet.

35 Vgl. UNESCO (1998), S. 4-8.

Entwicklungszusammenarbeit“ rät er zur Vorsicht bei der Intervention in die Kultur der Partnerländer durch entwicklungspolitische Maßnahmen.

„Wir sollten es dabei belassen, daß sich die kulturelle Identität unserer Partner – wie wir eingangs gesehen haben – auch ohne gezielte Intervention im intra- und interkulturellen Dialog wandelt und nach eigenen Zielen entwickelt. In diesen Dialog können und sollten wir unsere Vorstellungen einbringen. Sollte das Verhalten unserer Partner im Widerspruch zu unseren eigenen Wertvorstellungen stehen, haben wir kein Gegenmittel außer der Kraft des Arguments oder den Rückzug.“ (Claus 2001, S. 321).

Claus' Artikel basiert auf einem Kurzgutachten, das auf ausdrücklichen Wunsch der Ministerin für das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit erstellt wurde. Auch daran wird deutlich, dass es sich hierbei also durchaus um mehr handelt als die übliche soziokulturelle Folklore, die um die verschiedenen Aspekte der konditionalen Hilfe herum veranstaltet wird. Vielmehr wird eine grundsätzliche Denkrichtung deutlich, die auf verschiedenen Ebenen der deutschen und internationalen Entwicklungspolitik verbreitet ist. In jüngster Zeit hat Thomas Zitelmann (2001) in seinem Beitrag „Die Erfindung der entwicklungspolitischen Krisenprävention“ darauf hingewiesen, wie sich die Konjunktur des Kulturarguments im Feld der Konflikt- und Krisenprävention durch Entwicklungsagenturen, internationale Dienste und Nichtregierungsorganisationen auswirkt.

Er zeigt auf, wie die kulturalistische Stereotypisierung rezenter Konfliktparteien (im asiatischen Teil der ehemaligen Sowjetunion) zur Konstruktion eines Kulturkonfliktes zwischen islamischem Kollektivismus versus christlichem Individualismus führt.<sup>36</sup> Seine Ausführungen decken sich mit meinen Erfahrungen bei der Vorbereitung von Personal für internationale Friedensdienste im Auswärtigen Amt im Jahre 2001.

Dort verstrickten sich die Teilnehmer in eine Diskussion über die Zensur von Fernsehen und Print-Medien als legitimes Mittel zum Schutz lokaler kultureller Identität in Afrika. „Diese Kulturen werden durch den Einfluss der westlichen Gesellschaften und der Medien überlastet. Es droht ein Verlust von kultureller Identität und Tradition, der in gewaltsame Konflikte umschlagen kann. Wenn Zensur dazu beitragen kann, diese Prozesse zu kanalisieren, dann bin ich für Zensur.“ (Quelle: Eigene Erhebungen, Berlin 2001)

In der anschließenden Diskussion stellten die jungen Experten die Universalität der Menschenrechte, trotz ihrer Ratifizierung durch die überwiegende Mehrheit der Staatenwelt, zugunsten eines neuen Kulturrelativismus in Frage. Auch der Hinweis, afrikanische Diktatoren könnten diesen Kulturrelativismus für ihre Ziele instrumentalisieren, erschütterte die Haltung der künftigen Krisenmediatoren in keiner Weise. Demokratie, Parlamentarismus und Menschenrechte stellten westliche Konzeptionen dar, die in Afrika geschei-

---

36 Einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Konzepte der entwicklungspolitischen Krisenprävention findet sich bei Mehler/Ribaux (2000).

tert seien. Man müsse nun nach neuen Ansätzen suchen. Die vorsichtig vorgetragene These einer in den USA graduierten Äthiopierin, dass Demokratie eine institutionelle Plattform für die friedliche Entfaltung afrikanischer Kultur bilden könne, wurde von den anderen Teilnehmern energisch zurückgewiesen. In einer Pause der Veranstaltung bemerkte eine amerikanische Teilnehmerin, die Äthiopierin sei ihrer Kultur durch das Studium in den USA wohl entfremdet. Der wohlmeinende (Inter)Kulturalismus duldet, wie ich im Verlauf der Arbeit noch häufiger zeigen werde, keinen Widerspruch. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die er so innig umarmen will.

Einen weiteren wichtigen Beitrag zur Renaissance des Faktors Kultur hat die sog. Entwicklungsethnologie geleistet. Ihr wird in dieser Arbeit ein gesondertes Kapitel gewidmet. In den letzten 15 Jahren hat eine Reihe von Ethnologen den „Marsch durch die Institutionen“ der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit mit dem Credo angetreten, das Verständnis von Entwicklung „als komplexen, kulturell eingebetteten Prozess des sozialen Wandels“ (Kievelitz 1997, S. 52) zu fördern. Die Thematisierung der interkulturellen Problematik in der Entwicklungszusammenarbeit ist heute eine Domäne, die neben vereinzelten Psychologen in der Personalabteilung der GTZ in Eschborn vor allem von sogenannten ‚Entwicklungsethnologen‘ betrieben wird. Ihr Engagement hat dazu beigetragen, dass die Einbeziehung sozio-kultureller Faktoren und Partizipation bei der Planung, Implementierung und Evaluierung von EZ-Projekten heute zum entwicklungspolitischen Standardritual gehört, das von den meisten Organisationen, staatlich oder nicht-staatlich, zumindest rhetorisch zelebriert wird. Exemplarisch für dieses Engagement ist die Erweiterung der Simsonschen soziokulturellen Schlüsselfaktoren durch Bliss, Gaesing und Neumann (1997) aber auch die Beiträge von Schönhuth und Kievelitz (1993) zur Differenzierung der Appraisal-Verfahren in der GTZ und die Überlegungen zur interkulturellen Problematik der „Zielorientierten Projektplanung“ (ZOPP) von Kievelitz und Tilmes (1992). Diese Spielart der Entwicklungsethnologie hat sich seit einigen Jahren in Form von Arbeitsgruppen und Vereinen, wie der „Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie e.V.“, institutionalisiert. Sie agieren als eigenständige Expertengruppe innerhalb der deutschen staatlichen und nicht-staatlichen Entwicklungszusammenarbeit. Im Gegensatz zu anderen Expertengruppen der EZ bezieht die Entwicklungsethnologie eine explizit politisch verstandene, normative Position. Hierzu gehört sowohl die Selbstverortung als Anwaltschaft für die Zielgruppen der EZ, als auch die Formulierung einer moralisch-ethischen Agenda für die gesamte entwicklungspolitische Praxis. Frank Bliss und Michael Schönhuth haben in der Januarausgabe 2002 der Zeitschrift „Entwicklung und Zusammenarbeit“ der DSE acht „Ethische Leitlinien für die entwicklungspolitische Praxis“ (re)formuliert, die sie zu Beginn der 90er Jahre erstmals in die Debatte eingebbracht haben.

Die Leitlinien operieren mit acht spezifischen Definitionen von Entwicklung, Respekt, Partizipation, Offenlegung, Ganzheitlichkeit, unbeabsichtigten Wirkungen, Datenschutz und Grenzen der Schweigepflicht. Die Autoren

verstehen ihren Regelkanon als Orientierungshilfe und Handlungsanweisung für Gutachter und Projektexperten, zur Lösung von Loyalitätskonflikten, die sich aus dem Spannungsfeld der Interessen von Auftraggebern, Zielgruppen und der internationalen Öffentlichkeit ergeben.<sup>37</sup> Für die Projektexperten beinhalten die Leitlinien eine weitere Vertiefung ihres Aufgabenfeldes in eine explizit moralisch-ethische Dimension.

Innerhalb der GTZ hat die Diskussion über den Zusammenhang zwischen Kultur, Gesellschaft und Entwicklung in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Sie äußert sich in den veränderten Arbeitsfeldern der Langzeit-experten und erweiterten Anforderungsprofilen. Einen besonders frühen, unmittelbar auf die Projektwirklichkeit bezogenen Beitrag zu dieser Diskussion lieferte die bereist erwähnte Arbeit von Hans Zwiefelhofer (1982). Zwiefelhofer thematisiert die schwierige Konfrontation der Entwicklungs-experten mit anderen (kulturellen) Sinnzusammenhängen, Sprache, Symbolik, Riten und Moral ihrer Einsatz, bzw. Gastländer und leitet daraus erste Konturen eines möglichen Anforderungsprofils für die Berufsgruppe ab.

„Besondere Sorgfalt ist dem Einsatz von Experten und Entwicklungshelfern zu widmen; ihnen ist die Aufgabe gestellt, mit Menschen, die in einem anderen gesellschaftlichen und geschichtlichen Sinnzusammenhang leben, zusammenzuarbeiten. In der Regel sind den Experten und Entwicklungshelfern die nicht-europäischen Kulturen in Sprache und Symbolik, Riten und Moral kaum bekannt; sie müssen fähig sein, die ihnen fremden Menschen schrittweise als wirkliche Partner anzuerkennen.“ (Zwiefelhofer 1982, S. 13-14)

In diesem Sinne begreift Zwiefelhofer Entwicklungshilfeprojekte als Orte gruppendifferenzialer Prozesse zwischen Experten und Zielgruppen und betont die Relevanz von interkultureller Kommunikation und interkultureller Kommunikationskompetenz. Trotz der Kanonisierung von Zwiefelhofers Überlegungen durch ihre Übernahme in die 1992 vom BMZ herausgegebene Materialsammlung „Sozio-kulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik“ wird der Text in Expertenkreisen heute kaum noch rezipiert.

Im Gegensatz zu der als „Projektitis“ ironisierten Verengung der Perspektive auf die Projekte wird gegenwärtig in größeren Dimensionen und Zusammenhängen gedacht, formuliert und agiert.<sup>38</sup> Globale Strukturpolitik erfordert Wirtschaftsberatung, Politikberatung, Ökologieberatung auf nationaler Ebene. Für die Projekte der GTZ bedeutet dies, zumindest auf der Ebene der politischen Absichtserklärungen und Abkommen, eine massive Aufwertung ihrer Bedeutung und Relevanz. Die volkswirtschaftliche Beratung wird auf nationaler Ebene, in Ministerien und Durchführungsorganisationen, angesiedelt und soll im Stile internationaler Beratungsagenturen durchgeführt werden.

---

37 Vgl. Bliss/Schönhuth 2002, S. 4.

38 Dies trifft auch auf den Großteil der von mir in den genannten Ländern untersuchten Projekten zu.

Politikberatung wird als strategische Dimension begriffen<sup>39</sup>, die dazu beitragen soll, die vom BMZ festgelegten Ziele der politischen Dimension der EZ umzusetzen. Anstelle fachlich-technischer Qualifikation gelten ‚Interkulturelle Kompetenz‘, ‚Management- und Policy-skills‘ als Schlüsselqualifikationen für Führungskräfte in der Entwicklungszusammenarbeit. Die Projektexperten sollen nicht mehr nur technisches Wissen und Know-how vermitteln, sondern selbst zu kompetenten Akteuren eines partizipativen, systemischen, prozessorientierten, interkulturellen Dialogs über Entwicklung werden.<sup>40</sup> Dieser Wandel der technischen Zusammenarbeit wird von der GTZ als „das Ergebnis des wachsenden Wissens um die Komplexität der Strukturen und Aufgaben und der Widerspiegelung dieser Komplexität im Herangehen“ (GTZ 2000a, S. 6) charakterisiert. Ob es sich dabei um einen echten Konzeptionswandel oder um bloße Rhetorik handelt wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch diskutiert werden.

Die Fülle an Publikationen über interkulturelle Kommunikation und interkulturelles Management in multinationalen Unternehmen und internationalen Diensten ist beeindruckend. Ein markanter Unterschied zu aktuellen sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Debatten zum Thema besteht in der strikt anwendungsbezogenen Ausrichtung der Ansätze. In der Mehrzahl wird versucht, eine Kategorisierung und Operationalisierung kultureller Wertefelder und Identitäten im Sinne eines interkulturellen „tool-kit“ vorzunehmen.

Der interkulturell agierende Manager oder Projektexperte soll durch ein gezieltes Training für die essentiellen kulturellen Wertefelder seiner Partner sensibilisiert werden. Die Kenntnis der handlungsbestimmenden kulturellen Wertefelder des Partners soll die Zusammenarbeit erleichtern bzw. eine interkulturelle Handlungskompetenz erst ermöglichen.

---

39 Ich beziehe mich auf ein nichtveröffentlichtes internes Diskussionspapier der Abteilung Reform von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft der GTZ aus dem Jahre 1998.

40 Vgl. BMZ (1992), S. 14 und GTZ (2000), S. 4f.

